

Einführung in die Syntax

Was ist Syntax?

Das griechische Wort „syntaxis“ bedeutet „Ordnung, Bau“. Als Begründer der Syntax – selbstverständlich der griechischen – gilt **Apollonios Dyskolos**, ein griechischer Grammatiker des 2. Jh. u. Z. (n. Ch.). Zwar fehlt bei ihm noch der sprachliche Begriff „Satz“ – doch hat er bereits festgehalten, dass es sich in der Syntax immer um die Verknüpfung zumindest zweier Wörter handelt.

Überhaupt hat in der Geschichte dieser Disziplin die Bestimmung und Abgrenzung ihres Forschungsobjekts eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt – besonders im deutschsprachigen Gebiet.

Wenn wir also einräumen, dass der Satz „die Geschichte eines Faches ist das Fach selbst“ auch für die Syntax – wenigstens bis zu einem gewissen Grade – gültig ist, so müssen einleitend einige bekannte und auch weniger bekannte Namen erwähnt werden.

Die Grammatiker des 16. bis 18. Jh. müssen wir hier leider außer Acht lassen.

[Eine ausführliche Darstellung der Geschichte der grammatischen Theorie in dieser Zeit findet sich z.B. in der zweibändigen „Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung“ von Max Hermann Jellinek, Heidelberg 1913. {Johann Christoph Adelung – ein Zeitgenosse von J. W. Goethe}]

Die erste Syntax, die erwähnt werden soll, ist die von **Jacob Grimm** (1785 – 1863). Sie erschien im Jahre 1837 als Bd. 4 seiner „Deutschen Grammatik“. Grimm will die deutsche Sprache in ihrer gesamten Geschichte als Einheit fassen, als einen gewaltigen Organismus, der sich nach eigenen Gesetzen entwickelt. Seine Syntax stellt die Geschichte der syntaktischen Erscheinungen im Deutschen dar – namentlich in den ältesten Epochen – und versucht, diese Geschichte als einen sinnvollen Prozess aufzuzeigen. Die zeitgenössischen Grammatiker werden von Grimm nicht beachtet. Für solche syntaktischen Begriffe wie „Satz“ und „Wortart“, die auch heute noch in der syntaktischen Forschung eine große Rolle spielen, interessiert er sich wenig. Charakteristisch ist seine Einstellung zu der naturwissenschaftlich-logischen Sprachauffassung K. F. Beckers, dessen Satzgliedlehre Eingang in die Schulgrammatik fand und 130 Jahre für die Schule verbindlich war. [**Karl Ferdinand Becker**: „Der Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik“, Frankfurt a. M. 1827]

Grimm rechnete Beckers Schriften zu den Büchern, die „jeder der auf den rechten Pfad treten will, ganz ungelesen lassen kann“. Was die Syntax von Grimm auszeichnet, sind vor allem seine umfangreichen Kenntnisse der älteren Sprachzustände. Dabei berücksichtigt er nach Möglichkeit alle germanischen Sprachen. Seine intuitive Methodensicherheit erreicht ein Niveau, auf das sie in der Sprachwissenschaft erst viel später zielbewusst gehoben werden konnte.

Viel systematischer als die Syntax von J. Grimm sind die „Grundzüge der deutschen Syntax“ (1886) von **Oskar Erdmann** (1846 – 1895). Der erste Teil enthält „Bemerkungen über den Gebrauch der Wortklassen“, im zweiten werden „die Formationen des Verbums im Satze“ behandelt. Die begriffliche Fassung der Wortarten, Wortformen und Satzglieder wird als selbstverständlich angenommen. Untersucht wird, wie diese Wortarten und Wortformen zu verschiedenen Zeiten gebraucht werden. Das Nhd. spielt eine größere Rolle als bei Grimm, die älteren Sprachstufen und die germanischen Sprachen eine geringere.

Noch viel mehr auf das Nhd. orientiert ist das Buch von **Hermann Wunderlich** (1858 – 1916) „Der deutsche Satzbau“ (1. Aufl. 1892), das von Otto Behaghel als die erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung der deutschen Syntax bezeichnet wurde. Wunderlich beginnt nicht wie etwa Grimm oder Erdmann so schnell wie möglich mit dem Stoff, sondern er wendet sich zunächst den methodischen Fragen zu, die dann in der 2. Auflage (1902) noch

deutlicher in den Vordergrund treten. In der eigentlichen Darstellung geht er von der Gegenwartssprache aus (oder von dem, was er dafür hält: sein Gewährsmann ist Goethe). Erst dann folgen Ausblicke in frühere Sprachperioden. Er versteht es auch, bei grammatischen Betrachtungen zugleich stilistische Aspekte zu erfassen.

Trotz des beachtlichen Fortschritts auf dem Gebiet der Syntax, von dem die bereits erwähnten Namen einen Eindruck vermitteln sollen – und wir haben nur die wichtigsten genannt – konnte um die Jahrhundertwende ein Buch erscheinen, in dem sein Verfasser **John Ries** die Frage „Was ist Syntax?“ auf der Titelseite stellte. (1. Aufl. Marburg 1894, 2. Aufl. Prag 1927) [Dies ist nicht so überraschend, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Bestimmung und Abgrenzung eines Forschungsobjekts wird in der Geschichte einer Wissenschaft sehr häufig gerade dann als notwendig empfunden, wenn ihre Entwicklung einen besonders stürmischen Aufschwung nimmt.]

In der Einleitung zu seinem Buch musste Ries feststellen, dass es eine allgemein anerkannte Definition dieser Disziplin nicht gäbe. Er selbst vertrat die Meinung, dass die Syntax nicht nur die Sätze und ihren Bau zu behandeln habe, sondern auch die Verbindungen von Wörtern zu neuen Einheiten, nämlich zu Wortgefügen (wir würden sagen: zu Wortgruppen). Die Wortarten und Wortformen seien nur soweit zu berücksichtigen, als von ihnen die Natur der syntaktischen Gebilde als solcher berührt wird. Der Gegensatz von Syntax sei nicht Formenlehre (Morphologie), sondern Wortlehre (Lexikologie). Der Formenlehre stehe nicht die Syntax zur Seite, sondern die Bedeutungslehre. In Formenlehre und Bedeutungslehre zerfallen sowohl die Wortlehre als auch die Syntax. Nach J. Ries ergibt sich zunächst die Möglichkeit einer doppelten Einteilung der Grammatik (S. 83) entsprechend den Gegensätzen:

Einzelwort ---- Wortgefüge

Form ----- Bedeutung

Daraus lässt sich folgende Gliederung ableiten:

Lehre vom Einzelwort (Wortlehre)

1) Von der Form der Wörter

Wortarten (nach formalen Gesichtspunkten)

Flexionslehre

2) Von der Bedeutung

der Wörter (etwa: Synonymik, Bedeutungswandel)

der Wortarten

der Flexionsformen

Lehre vom Wortgefüge (Syntax)

1) Von der Form der Wortgefüge

2) Von der Bedeutung der Wortgefüge

(Lautlehre,) Wortlehre und Syntax sind Teile der Gesamtgrammatik (S. 78). Sie entstehen dadurch, dass man die menschliche Rede in ihre Bestandteile (Laut, Wort, Wortgefüge / Satz) auflöst und diese als verschiedene Forschungsobjekte im Rahmen der jeweiligen Disziplin untersucht. Formenlehre und Bedeutungslehre dagegen sind das Ergebnis verschiedener Betrachtungsweisen desselben Forschungsobjekts, indem man einmal seine Form und das andere Mal deren Inhalt untersucht. J. Ries verdeutlicht es durch folgende Tabelle:

	Objekt	Einzelwort	Wortgefüge
in Bezug auf		WORTLEHRE	SYNTAX
FORM	Formenlehre	I	III

- I. Lehre von den Formen der Worte [= Wörter] (Wortarten nach formalen Gesichtspunkten und Flexionslehre)
- II. Lehre von der Bedeutung [bzw. der Funktion] der Worte, ihrer Arten und Formen
- III. Lehre von den Formen der syntaktischen Gebilde
- IV. Lehre von der Bedeutung [= Funktion] der syntaktischen Gebilde

Gegen diese Auffassung wurde vielfach eingewendet, dass Wort und Wortgefüge ohne scharfe Grenzen ineinander übergehen. Dieser Einwand ist z.B. von **Walter Porzig** in seinem Artikel „Aufgaben der indogermanischen Syntax“ erhoben worden. (In: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, Festschrift für Wilhelm Streitberg, Heidelberg 1924, S. 126-151.)

Anmerkung

Tatsächlich gibt es in der Sprache Wortgefüge, die an der Grenze zwischen Wort und Wortgruppe stehen. Ihrer Form nach bestehen sie aus mehreren (zumindest zwei) Wörtern, deren Bedeutung sich nicht summiert, so dass sich die Gesamtbedeutung nicht in üblicher Weise wie bei einer Wortgruppe aufgliedern lässt und das ganze Gefüge häufig durch ein einziges Wort ersetzbar ist, z.B.: *jemandem an die Hand gehen = jemandem helfen, jemanden unterstützen; frieren wie ein Schneider = außerordentlich frieren* u. Ä. Solche Wendungen haben mitunter sogar Satzform: *Bleib mit der Kirche im Dorf!*

Inzwischen hat sich in der Sprachwissenschaft neben der Lexikologie (oder innerhalb der Lexikologie als ihr Spezialgebiet) und der Syntax eine selbständige Disziplin etabliert, die als Phraseologie oder Idiomatik bezeichnet wird und solche „stehenden Wendungen“ untersucht und klassifiziert.

Nach Walter Porzig ist die Syntax die Lehre von den Bedeutungsweisen. Sie ist also ein Teil der Bedeutungslehre. Er versteht unter den Bedeutungsweisen solche syntaktischen Begriffe wie Subjekt, Objekt, Kategorien wie Passiv, Aktiv u. Ä. Dabei unterscheidet er zwischen Bedeutungsinhalten (Gegenstand der Semasiologie bzw. Semantik) und den bereits erwähnten Bedeutungsweisen.

Für **Rudolf Blümel**, einen weiteren namhaften Vertreter der älteren deutschen Syntaxforschung, ist die Syntax ein Teil der Bedeutungslehre und der Formenlehre. Er legt also seiner „Einführung in die Syntax“ (Heidelberg 1914) die Konzeption von J. Ries zu Grunde.

Im bewussten Gegensatz zu dieser Auffassung und im Anschluss an Oskar Erdmann sowie an das Vorgehen des Slawisten **Franz Xaver von Miklosich** (1813-1891) sind die beiden Syntaxbände der „Deutschen Grammatik“ von **Hermann Paul** konzipiert. Es handelt sich um die Bände 3 und 4 seines fünfbandigen Werkes. [Bd. 1 enthält die Lautlehre, Bd. 2 die Formenlehre, Bde. 3 und 4 enthalten die Syntax und Bd. 5 ist die Wortbildung.] Nach Miklosich ist nun die Syntax jener Teil der Grammatik, der „die bedeutung der wortclassen und der wortformen darzulegen hat“. Auch für Paul ist die Syntax ein Teil der Bedeutungslehre und sie hat die Aufgabe „darzulegen, wie die einzelnen Wörter zum Zwecke der Mitteilung zusammengeordnet werden“. An die Adresse von John Ries sagt Paul (DG III, § 4, S. 8): „Wer bestrebt ist, in der Anordnung der Syntax bestimmte Prinzipien durchzuführen, der müßte sich zunächst klar machen, daß wie für die Bedeutungslehre überhaupt zwei verschiedene Verfahrungsweisen möglich sind. Man kann entweder die zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel zur Grundlage nehmen und die Darlegung ihrer

Funktionen daran anknüpfen; oder man kann von den der Syntax zukommenden Funktionen ausgehen und daran die dafür zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel anreihen. Beide Betrachtungsweisen sind wichtig. Man könnte daher eine doppelte Behandlung als Ideal aufstellen. Aber das wäre natürlich ein umständliches Verfahren; und wenn jede von den beiden möglichen Betrachtungsweisen isoliert bliebe, würde man doch zu keiner Erkenntnis des Kausalzusammenhanges gelangen. Versucht man nun weiter für die eine oder die andere Art eine konsequente Disposition zu gewinnen, so stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten. ... Diesen Bemühungen um eine konsequente Disposition liegt eben die Verkenning der eigentlich selbstverständlichen Tatsache zugrunde, daß sich geschichtlich gewordene Verhältnisse nicht in ein logisches System einpressen lassen. Noch weniger kommt man damit zurecht, wenn man auch die geschichtliche Entwicklung darstellen will.“ Soviel also H. Paul über seine eigene Auffassung der Syntax. In seiner Darstellung findet sich im Ganzen ein sehr sachgerechter Aufbau – vom einfachen Satz aus über die Behandlung der Satzglieder (= kleinste geschlossen verschiebbare Einheiten) zu den Aufgaben der Wortarten und Wortformen im einfachen Satz (Redeteile, Kongruenz, Kasus, Präpositionen). Dann folgt, ausgehend von den Verbalformen die Behandlung der Haupt- und Nebensätze. Trotzdem geht in dieser Anordnung Historisches und Systematisches mehrfach durcheinander und seltene und auffallende Erscheinungen werden viel gründlicher besprochen, als sie es im Rahmen der Gesamtdarstellung (entsprechend deren Proportionen) verdienen.

Als letzte in dieser Reihe muss hier noch die „Deutsche Syntax“ von **Otto Behaghel** erwähnt werden, die vier Bände umfasst (erschieden 1923 - 1932). Sie ist damit zugleich das umfangreichste Werk – ein Musterbeispiel der positivistischen Forschung – das die deutsche Syntax behandelt. Im Grunde ist es eine außerordentlich reiche Sammlung von Beispielen aus der gesamten Entwicklung des Deutschen. Das Werk eignet sich vor allem dazu, dass man mit seiner Hilfe Belege für einzelne syntaktische Erscheinungen finden kann, die aus verschiedenen sprachgeschichtlichen Epochen stammen. Für den Leser ist es aber oft unmöglich zu überprüfen, wie die dargebotenen Ergebnisse gewonnen wurden. Auch ist es als Ganzes kaum lesbar und vermittelt zudem keinen Gesamtbegriff von der deutschen Syntax, weder des jetzigen noch eines früheren Sprachzustandes und damit auch keine Vorstellung von der historischen Entwicklung.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass sowohl die „Deutsche Grammatik“ (1919-21) von Hermann Paul als auch die „Deutsche Syntax“ (1923-32) von Otto Behaghel erscheinen konnten, ohne von der neueren Entwicklung auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft Notiz zu nehmen. 1916 erschien nämlich in Paris „Cours de Linguistique Générale“, ein Buch, dem es beschieden war, auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft nachhaltig einzuwirken. Es handelte sich um die Vorlesungen des Genfer Linguisten **Ferdinand de Saussure** (1857-1913), die post(h)um von seinen Schülern nach ihren eigenen Vorlesungsnachschriften veröffentlicht wurden. Eine deutsche Übersetzung kam erst 1931 unter dem Titel „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“ heraus (übersetzt von Hermann Lommel, Berlin/Leipzig 1931; 2. Aufl. Berlin West 1967). Für die deutsche Germanistik in ihrer damaligen Isolierung blieben aber Paul und Behaghel Autoritäten ersten Ranges. Was Hermann Paul von der synchronischen Sprachwissenschaft hielt, soll das folgende Zitat belegen: „Es ist eingewendet [worden], dass es noch eine andere wissenschaftliche Behandlung der Sprache gäbe als die geschichtliche. Ich muß das in Abrede stellen. Was man für eine nicht geschichtliche und doch wissenschaftliche Behandlung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials.“ (H. Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte, 5. Aufl., Halle a. S. 1920, S. 20)

Diesen übertriebenen und einseitigen Historismus galt es im Interesse der weiteren Entwicklung der Sprachwissenschaft zu überwinden. Ihren Beitrag dazu haben auch folgende Arbeiten geleistet:

Hermann Ammann: Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. 2 Teile, Lahr i. B. [im Breisgau] 1925-28, 2. Aufl. Darmstadt 1962

Gunther Ipsen: Sprachphilosophie der Gegenwart, Berlin 1930

Karl Bühler: Sprachtheorie, Jena 1934

Den Anstoß zur Diskussion der syntaktischen Begriffe und Methoden i. e. S. gab wohl das 1937 erschienene Buch von **Erich Drach** „Grundgedanken der deutschen Satzlehre“

(Frankfurt am Main 1937; erschienen nach dem Tode des Verfassers). Da Drach von Beruf Sprecherzieher war und einige Zeit lang auch Sprecherziehung an Ausländer erteilte, verfolgte er mit seiner Arbeit vor allem praktische Ziele. Er forderte unter anderem:

- 1) „Lösung von den Denkweisen der lateinischen Grammatik; Aufbau einer im Wesen der deutschen Sprache begründeten Darstellung und Regelfassung.“
- 2) „Begründung der Satzlehre auf die Beobachtung des lebenswirklichen Sprechdenkens.“
- 3) Einbeziehung „der Lehre von der Schallform des Satzes [= Satzintonation] in die Satzlehre als eines ihrer wesentlichen Bestandteile“.

Von diesen drei Punkten ausgehend, versuchte E. Drach in seinem Buch, die Grundlinien der deutschen Satzlehre für den Unterricht aufzuzeigen. Auch wenn einzelne seiner Begriffe unklar sind, vgl. z.B. den Begriff des Sprechdenkens – so findet sich sein wohlbekanntes topologisches Satzschema *Vorfeld – Mitte – Nachfeld* in unveränderter Form in vielen Grammatiken und Handbüchern. Auch eine Reihe weiterer Begriffe wie *Sinnwort*,

Ausdrucksstelle, *Eindrucksstelle*, *Umklammerung* sind Prägungen von Drach. Sie gehören heute zum Begriffsapparat fast aller Untersuchungen der Wortstellung und sind auch dem Benutzer von Gebrauchsgrammatiken bekannt. Ein weiterer Begriff, der ebenfalls bei Drach auftaucht und vornehmlich auch bei der Beschreibung der Topologie der Satzglieder eine Rolle spielt, ist der Begriff der „Spannung im Satz“. Nach Drach ist es die Klanggestalt des Satzes – die Stimmführung, die diese Spannung trägt: Die steigenden und fallenden Spitzen der Stimmführung werden vom Hörer nicht als Einzeleindrücke empfunden, sondern als bewegte Linie. Dem Einschalten der Spannung am Anfang steht gegenüber ein ebenso deutliches Hinführen zum Schlusspunkt. Diese Spannung ist es, die den Satz zusammenhält. Der Begriff *Spannung*, obwohl (zum Teil) anders aufgefasst, findet sich noch in einem anderen Buch, das ungefähr auch aus jener Zeit stammt, wenngleich es erst sehr viel später erschienen war. Es ist die Monographie von **Karl Boost**: „Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes“ mit dem Untertitel „Der Satz als Spannungsfeld“.

(Berlin 1955) Bei Boost beruht das Spannungserlebnis in erster Linie auf dem Inhalt des Satzes. Den Ausgangspunkt bildet dabei das Thema, das die Grundlage darstellt, über die der Rest des Satzes, das Rhema, etwas aussagt. Die beiden Termini Thema und Rhema übernimmt Boost von Hermann Ammann. Die Entzweigung des Satzes, die sich in der Thema-Rhema-Gliederung manifestiert, wiederholt sich nach Boost beim Prädikat und auch bei anderen Wortgruppen, es handelt sich also um ein alle Gefüge durchdringendes Prinzip. Die Spannung verbindet er mit der Vorstellung eines gespannten Bogens (der Schusswaffe) und verweist darauf, dass auch die Sprechende den Bogen zur Darstellung der Stimmführung verwendet. Die Spannungsbögen wölben sich über den einzelnen Gliedern, über dem Satz und schließlich über dem ganzen Text. Zugunsten dieses Spannungsprinzips, das auf der Entzweigung des Satzes in Thema und Rhema beruht – d.h. letzten Endes auf dem Wissen des Sprechers und der Erwartung des Hörers – verwirft er die von ihm früher vertretene Dreigliederung des Satzes. Es lässt sich unschwer erkennen, dass die beiden Ausdrücke Thema und Rhema nur die älteren Paulschen Termini psychologisches Subjekt und psychologisches Prädikat ablösen. Allerdings bezeichnet Boost im Unterschied zu Paul als

Thema nur das erste Satzglied vor dem finiten Verb, also nur das, was sich im Vorfeld befindet. Diese Thema-Auffassung wird wohl durch das Bestreben motiviert, einen einheitlichen Bauplan des deutschen Satzes zu entdecken. Dabei geht Boost von den Gedanken der Gestaltpsychologie aus und versucht, ihre Aussagen auf die Sprache zu übertragen. Ein anderer wichtiger Begriff, der in Boosts Arbeit begegnet ist der Begriff Mitteilungswert. Boost beschreibt seinen Inhalt folgendermaßen (S. 39): „Mit dem Setzen des Prädikats sind die nun folgenden Elemente weitgehend von den syntaktischen Funktionen entlastet, so dass in ihnen der Mitteilungswert in den Vordergrund treten kann. Dieser Mitteilungswert bietet nun den geeigneten Maßstab für den Rang des betreffenden Elements.“ (S. 55:) „Der Rang, in dem ein Wort hinsichtlich seines Mitteilungswertes steht, ist innerhalb des Rhemas vom Satzende her ablesbar.“ So viel zu Karl Boosts verhältnismäßig schmalem Buch. Aus der Zeit vor 1945 seien nun mehr einige Namen erwähnt:

Henrik Becker: „Deutsche Sprachkunde“, Bd. 1, Leipzig 1941. H. Becker will ein allumfassendes Bild der deutschen Sprache zeichnen und dabei ihrem natürlichen Aufbau folgen. Sein Buch ist in mancher Hinsicht originell, aber relativ unsystematisch und es bietet auch keine Gesamtdarstellung der Syntax.

Ernst Otto: „Sprache und Sprachbetrachtung. Eine Satzlehre unter Berücksichtigung der Wortart.“ Prag 1943.

Die ausländische Germanistik, repräsentiert durch solche Namen wie **Wladimir Admoni** und **Jean Fourquet**, blieb bis nach 1945 in Deutschland unbeachtet. Nicht nur die Grammatikforschung, die gesamte deutsche Sprachwissenschaft war in dieser Zeit isoliert und vorwiegend auf sich selbst gestellt. Die Arbeiten des Prager linguistischen Zirkels, als dessen wichtigste Repräsentanten **Nikolaj Sergejewitsch Trubetzkoy**, **Roman Jakobson** und **Vilém Mathesius** galten, aber auch die der Kopenhagener Schule (Glossematik: **Viggo Brøndal**, **Luis Hjelmslev**) und die des amerikanischen Strukturalismus (**Leonard Bloomfield**) wurden entweder ignoriert oder abgelehnt. Erst nach dem 2. Weltkrieg wurde die deutsche Sprachwissenschaft gerade für diese Einflüsse in besonders hohem Maße aufnahmefähig. Es galt nämlich, den Rückstand zu überwinden, in den sie infolge der politischen Verhältnisse geraten war. Die neue Entwicklung zeigte sich zunächst in der Orientierung der Germanisten auf die Fragen der Gegenwartssprache.

Als erstes verdient in diesem Zusammenhang „Die innere Form des Deutschen“ von **Hans Glinz** (erschienen 1952) erwähnt zu werden. Das Buch ist keine systematische und vollständige Darstellung der deutschen Grammatik, sondern es hat beinahe den Charakter eines naturwissenschaftlichen Protokolls. Glinz versucht gleichsam experimentell, an gewählten Texten (zwei kurze Abschnitte, einer aus „Wilhelm Meister“, der andere aus dem „Grünen Heinrich“), die Struktur des heutigen Deutsch zu erfassen. Er lässt den Leser alle seine Arbeitsgänge – auch die erfolglosen – miterleben. Sein methodisches Vorgehen besteht darin, dass er den Text umformt, Teile davon wegnimmt, sie auswechselt oder umstellt, neue hinzufügt und dabei ständig beobachtet, wie sich die Bedeutung ändert. Dieses Verfahren kann natürlich nicht in einem einzigen Durchgang alle grammatischen Probleme lösen. Manche Fragen werden daher mehrmals erörtert, bis sie endgültig beantwortet werden können. Noch in einem Punkt ist Glinz' Innere Form interessant. Sie ersetzt die herkömmlichen lateinischen Fachwörter durch eine vollkommen neue deutsche Terminologie. Die gewählten Bezeichnungen suchen weitgehend, die besondere Stellung und Leistung der einzelnen Elemente im Satz zu kennzeichnen oder wenigstens anzudeuten. Diese Terminologie, die von Glinz selbst später aufgegeben wurde, hatte zeitweilig sogar in Grammatikhandbüchern Eingang gefunden. (Solche Termini wie *Grundgröße*, *Zielgröße*, *Zuwendgröße* u. a. finden sich z.B. auch in der älteren Ausgabe der Grammatik von **Walter Jung**; „Grammatik der deutschen Sprache“, Leipzig 1966) Überhaupt hat die Innere Form die Grammatikforschung stark beeinflusst. Zunächst war die Reaktion auf das Buch durchaus

unterschiedlich. Während viele deutsche Beurteiler darin den Sinn für das Historische vermissten, meinten die amerikanischen Leser im Gegenteil, dass die öfters vorkommenden sprachgeschichtlichen Hinweise in dieser synchronischen Darstellung fehl am Platze seien. Sie waren vielmehr überrascht, dass Glinz die grundlegenden Arbeiten der amerikanischen Linguistik nicht berücksichtigt hatte und bezeichneten das Buch als „von der Forschung bereits überholt“. Die Vertreter der inhaltbezogenen Grammatik wiederum bescheinigten Glinz zwar, dass er auf die Inhalte ziele, sie meinten jedoch, er könne diese Inhalte mit seinem experimentierenden Verfahren nie voll erreichen, weil er damit der Klangseite der Sprache allzu sehr verhaftet bleibe. Glinz hat sich dann in seinen späteren Arbeiten – wohl im deprimierenden Gefühl theoretischer Vereinsamung – in zunehmendem Maße den Auffassungen **Leo Weisgerbers** zugewandt. Allerdings hat keine seiner späteren Arbeiten einen so starken Widerhall gefunden wie Die innere Form des Deutschen.

In den darauf folgenden Jahren wurde die Diskussion um und über die sprachwissenschaftliche Problematik immer breiter. 1955 erschien in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“ (Halle a. S., Jg. 76, S. 144-165) ein Aufsatz von **Johannes Erben**: „Prinzipielles zur Syntaxforschung“. Im Anschluss an die kritische Besprechung der Arbeiten von Henrik Becker und Hans Glinz legt hier Erben seine eigene Konzeption dar, wie er sie für seine Abhandlung „Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers“ entwickelt hatte. Dabei geht er von zwei ganz elementaren Gegebenheiten des sprachlichen Lebens aus:

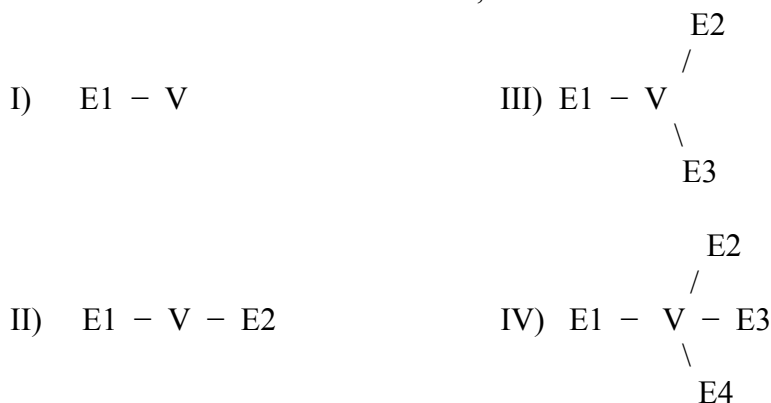
1) Sprache in jeder Gestalt (Laut oder Schrift) setzt als formendes Prinzip den Sprecher bzw. die Sprechergemeinschaft voraus.

2) Bei jedem Sprech-(bzw. Schreib-)akt (des Sprechers) wird im Grunde ein Geschehen oder ein Sein (als tatsächlich, möglich, wünschenswert, nötig, fraglich u. Ä.) mit sprachlichen Mitteln bezeichnet, wobei die Situation (bzw. der Kontext) dem Sprecher vielfach sprachliche Mittel erspart.

Den sprachlichen Gesamtausdruck eines Geschehens oder Seins nennt J. Erben Satz. Die formale Struktur dieser Redeeinheit (Satz- und Wortgruppenbau) sowie ihre Einfügung in kompliziertere sprachliche Gebäude (Periodenbau) ist nach Erben Gegenstand der ‚Satzlehre‘ im engeren Sinne. Die sprachlichen Mittel zur Bezeichnung des Geschehens oder Seins (Redeteile) sind Wortkörper; ihre Funktion im Rahmen der Rede (ihre Aufgabe beim Ausdruck des Geschehens oder Seins im Satz) behandelt die ‚Lehre von Bedeutung und Gebrauch der Wortklassen und Wortformen‘. Die Satzlehre untersucht die formale Struktur der Rede, die Lehre von Bedeutung und Gebrauch der Wortklassen und Wortformen die funktionale (innere) Struktur; beide ergänzen sich in der Erforschung und Darstellung des syntaktischen (formalen und funktionalen) Aufbaus der Rede zur Syntax. Gegenstand der Syntax ist also die vom Sprecher und den Bedingungen seiner Sprech- (bzw. Schreib-) situation geformte Redeeinheit (der Satz als sprachlicher Gesamtausdruck eines Geschehens oder Seins) in ihrer formalen und funktionalen Struktur sowie ihre Einfügung in kompliziertere sprachliche Gebäude.

Mit dieser theoretischen Konzeption glaubte Johannes Erben eine befriedigende Antwort auf die Frage von John Ries „Was ist Syntax?“ gefunden zu haben. Drei Jahre später – 1958 – erschien sein „Abriß der deutschen Grammatik“ im Akademie-Verlag Berlin. Die 11., völlig neubearbeitete Auflage dieses Buches kam als „Deutsche Grammatik, Ein Abriß“ 1972 bei Max-Hueber-Verlag München heraus. Erben setzte seinem Buch als Motto ein Zitat aus der „Inneren Form des Deutschen“ voran: „Die Grundeinheiten aller Sprache sind Satz und Wort.“ Demgemäß besteht sein Buch aus zwei Teilen, nämlich „Das Wort“ und „Der Satz“. Da aber das Wort auch „als Leistungseinheit im Rahmen des Satzes“ behandelt wird, findet sich Syntaktisches bereits im ersten Teil. Der zweite Teil enthält nur mehr das, was im ersten nirgends untergebracht werden konnte: vor allem die Satz schemata und die auf der Verbalenz beruhenden Grundmodelle des Satzes. Erben unterscheidet zwei Grund schemata,

die durch die Zweitstellung und die Spitzenstellung des finiten Verbs charakterisiert sind, sowie vier Grundmodelle des Satzes, die im Weiteren verschiedene Bauformen aufweisen:



E = Ergänzungsbestimmung

V = verbaler Aussagekern

Die Ziffern beziehen sich nur auf die Anzahl der E, nicht auf Rang oder Wortfolge.

Die Bauformen sind wie folgt:

- I) 1. $S^n - V$ ($E1 = S^n$) *Vater schläft.* (Grundmodell des Vorgangssatzes: Eine nominative Ergänzungsbestimmung dient als Bezeichnung des Vorgangsträgers)
- II) 1. $S^n - V - S^n / A$ *Großvater ist Katholik / katholisch.* (Urteilsatz; klassifizierend / charakterisierend)
2. $S^n - V - S^a / S^g / R$ *Katzen fangen Mäuse. Fritz ärgert sich.* (Handlungssatz; Schilderung objektgerichteter Tätigkeit)
3. $S^n - V - S^d$ *Mitschüler helfen Fritz.* (Aussage einer „partnerbezogenen Handlung“)
4. $S^n - V - S^p / S^a$ a) *Fritz liegt im Krankenhaus. Fritz geht drei Kilometer / Stunden. Alles geht seinen Gang.* (Lagesatz; Angabe der weiteren Umstände des Geschehens oder Seins)
- b) *Das Kind ruft nach der Mutter.* (Diese Bauform ist funktionsverschieden von a), weil es nicht um raum-zeitliche Einordnung des Geschehens, sondern um die Anfügung eines Präpositionalobjekts geht.)
- III) 1. $S^n - V - S^a / R - S^a / A$ (eine höhere Form des Urteilsatzes)
- a) *Fritzchen nennt Anton Onkel* (klassifizierend)
- b) *Er nennt ihn faul / sich fleißig.* (charakterisierend)
- c) *Fritz putzt das Messer blank.*
Fritz schlägt die Ratte tot. (Objekts-Prädikativum)
2. $S^n - V - S^a / R - S^a / S^g$ *Mutter lehrt Berta das Stricken.*
Passanten beschuldigen Fritz der Fahrlässigkeit.
Räuber bemächtigen sich des Koffers.
3. $S^n - V - S^d - S^a / R$ *Gastwirte geben Stammgästen Freibier.*
Besucher nähern sich dem Marktplatz.
Man bindet ihm die Hände. (Possessiver Dativ)
4. $S^n - V - S^a / R - S^p$ *Mädchen stellen Blumen auf den Tisch.*
Ehrengäste begeben sich zum Rathaus. (Transitive / reflexive Verben der Bewegung mit einer präpositional angeschlossenen

Richtungsbestimmung)

5. $S^n - V - S^d - S^p$ a) *Freunde stehen Fritz zur Seite.* (Partnerbezogene Form des Lagesatzes)
b) *Freunde verhelfen Fritz zu einer Reise.* (Dieser Typus ist funktionsverschieden von a), denn es handelt sich hier um keinen Lagesatz, sondern eher um eine Variante von $S^n - V - S^d - S^a$, wobei statt S^a ein Präpositionalobjekt steht; vgl. *Sie verschaffen ihm eine Reise.*)

IV) Zwei Bauformen sind üblich:

1. $S^n - V - S^d / R - S^a - S^p$
Er schleudert ihm den Handschuh ins Gesicht.
Er stieß sich ein Loch in den Kopf. (Ein höherer Typus des Handlungssatzes; auch in reflexiver Konstruktion)
2. $S^n - V - S^d / R - S^a - A$
Sie macht ihm sein Unrecht klar. (Objekts-Prädikativ)
Sie macht sich die Hände nass. (reflexiv)

Die vier Grundmodelle des Satzes mit ihren Bauformen sind unter anderem deshalb interessant, weil sich die Bemühung, alle deutschen Sätze auf eine überschaubare Zahl von Grundmustern zurückzuführen, nicht nur bei Johannes Erben findet, sondern auch in weiteren danach erschienenen Grammatikbüchern, z.B. in der Duden-Grammatik (1959) und bei **Hennig Brinkmann** (Deutsche Sprache, Gestalt und Leistung, Düsseldorf 1962; 2. Aufl. 1971). Diese Grundmuster oder Satzgerüste beruhen – wie man erkannt hat – auf der Valenz (Fügungspotenz, Wertigkeit) des Verbs. In der deutschen Grammatikforschung spielt der Begriff „Valenz“ später eine wichtige Rolle, obwohl er vor allem von Linguisten außerhalb des deutschen Sprachraumes bewusst entwickelt und theoretisch gefasst wurde (Lucien Tesnière). Die deutschen Grammatiker sind bei der Aufstellung der Grundmodelle zunächst rein empirisch vorgegangen. So benutzt **Paul Grebe** in der bereits erwähnten Duden-Grammatik ein Verfahren, das er nach **Leo Weisgerber** Abstrichmethode nennt. Durch ihre Anwendung gelingt es ihm, die „Grundformen deutscher Sätze“ herauszuarbeiten. Damit bezeichnet er die in der Sprache vorhandenen Kombinationen von Satzgliedern. (Vgl. Duden-Grammatik, 1. Aufl. 1959, S. 434-470) Er lässt sich von folgenden Gedanken leiten: Jede Sprache besitzt eine überschaubare Zahl syntaktischer Grundformen, nach deren Muster der Sprechende die von ihm wahrgenommenen besonderen Wirklichkeiten so zu „setzen“ vermag, dass der Hörende die Setzung nachvollziehen kann. Die von der Sprachgemeinschaft in einer langen Entwicklung dafür herausgebildeten Grundformen lassen sich am besten erkennen, wenn man mit Hilfe der Abstrichmethode aus allen nur denkbaren Sätzen die frei hinzugefügten Satzteile herausstreicht:

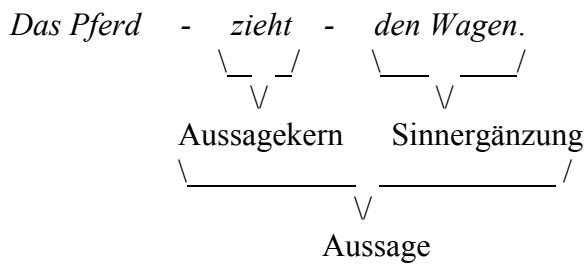
Die Rosen blühen in unserem Garten. Der Bauer pflügt in der Frühe seinen Acker.

Wenn man von den eingliedrigen Sätzen wie *Feuer! Wunderbar! Guten Tag!* absieht, verbleiben nach der Anwendung der Abstrichmethode Sätze, denen gemeinsam ist, dass sie ein Etwas nennen, über dessen zeitliche Verhaltensweise etwas ausgesagt wird. Diese Aufspaltung einer zunächst nur komplex wahrgenommenen besonderen Wirklichkeit in ein Etwas und in eine verhaltensmäßig geprägte Aussage über dieses Etwas ist allen deutschen Sätzen eigentümlich. Die Syntax hat es vornehmlich mit der sprachlichen Prägung dieser Aussagen zu tun. Die Aussage kann in bestimmten Fällen von dem verbalen Glied allein geleistet werden:

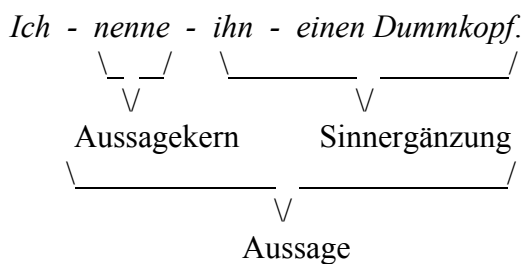
Die Sonne – scheint.

└──────────┘
Aussage

In den meisten Fällen fordert das verbale Glied eine Sinnergänzung, die mit ihm zusammen die Aussage über das im ersten Glied genannte Etwas bildet. Das verbale Glied ist dann nur noch der grammatische Kern der Aussage:



Die Sinnergänzung kann auch mehrgliedrig sein:



Danach lassen sich die Sätze von ihren sinnnotwendigen Gliedern her zunächst in drei Gruppen einteilen:

1. die ergänzungslosen Sätze
2. Sätze mit einer eingliedrigen Ergänzung
3. Sätze mit einer mehrgliedrigen Ergänzung

Da sich die Ergänzungen nach Form und Inhalt unterscheiden, ergeben sich neben dem ergänzungslosen Satz von hier aus weitere Grundformen (= Satzgerüste, Satzbaupläne). Sie werden in zwei Gruppen eingeteilt:

- a) Grundformen mit zielendem Geschehen. In diesen steht als Prädikat ein transitives Verb mit einem passivfähigen Akkusativobjekt. Es sind die Handlungssätze verschiedenster Prägung.
- b) Grundformen mit nichtzielendem Geschehen. Als Prädikat stehen intransitive Verben aller drei Bedeutungsgruppen (Zustand, Vorgang, Tätigkeit).

Die Grundformen sind nicht weiter reduzierbar. Sie sind dem Sprechenden als geschlossene Einheiten für die Bildung von Sätzen muttersprachlich vorgegeben. Zwar darf gelegentlich ein aus dem Redezusammenhang oder aus der Situation bekanntes Glied im konkreten Satz fehlen, in der Grundform ist es aber enthalten. Darin besteht der markante Unterschied zwischen Paul Grebes Grundformen und der traditionellen Lehre vom Kernsatz und seiner Erweiterung. Für eine Grundform gilt, dass man mit ihrer Wahl zugleich auch über Zahl und Art der Gliedstellen entscheidet, die man besetzen muss. Über diese Stellenbesetzung hinaus hält die Sprache für den Ausbau des Satzes weitere Mittel bereit:

- a) freie Satzglieder
- b) Attribute
- c) Gliedsätze
- d) Wortstellung
- e) Satzmelodie

Grebes Zusammenstellung der Grundformen deutscher Sätze enthält folgende Satzgliederkombinationen:

I. Zustands-, Vorgangs- und Tätigkeitssätze

notwendige Satzglieder

1. In sich ruhende Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten: <i>Die Rosen blühen.</i>	Subjekt Prädikat (S – P)
2. Zustände oder Vorgänge, bei denen ein Etwas einem Etwas gleichgesetzt wird: <i>Karl ist mein Freund.</i>	Subjekt Prädikat Gleichsetzungsnominativ (S – P – En)
3. Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die notwendig einem Etwas zugewandt sind: <i>Der Sohn dankt dem Vater.</i>	Subjekt Prädikat Dativobjekt (S – P – Od)
4. Vorgänge oder Tätigkeiten, an denen ein Etwas teilhat: <i>Ich harre seiner.</i>	Subjekt Prädikat Genitivobjekt (S – P – Og)
5. Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die auf ein Etwas gerichtet oder mit einem Etwas lagebestimmt verbunden sind: <i>Inge achtet auf ihre Schwester. Karl spielt mit ihr.</i>	Subjekt Prädikat Präpositionalobjekt (S – P – Op)
5.a) Lage- oder richtungsbestimmte Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die notwendig einem Etwas zugewandt sind: <i>Ich rate ihm zum Nachgeben.</i>	Subjekt Prädikat Präpositionalobjekt Dativobjekt (S – P – Od – Op)
5.b) Lage- oder richtungsbestimmte Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die auf ein anderes lage- oder richtungsbestimmtes Etwas bezogen sind: <i>Der Forschungsreisende sprach zu den Schulkindern über seine Afrikareise.</i>	Subjekt Prädikat Präpositionalobjekt Präpositionalobjekt (S – P – Op – Op)
6. Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die raumbunden sind: <i>München liegt an der Isar.</i>	Subjekt Prädikat Raumergänzung (S – P – El)
6.a) Raumbundene Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die notwendig einem Etwas zugewandt sind: <i>Ich klopfe meinem Freund auf die Schulter.</i>	Subjekt Prädikat Raumergänzung Dativobjekt (S – P – El [= Pertinenzdativ, \ possessiver Dativ] D)
7. Zustände oder Vorgänge, die zeitgebunden sind: <i>Die Beratung dauerte zwei Stunden.</i>	Subjekt Prädikat Zeitergänzung (S – P – Et)
8. Zustände oder Vorgänge, die notwendig artbestimmt sind: <i>Die Rose ist schön. Wilhelm benimmt sich schlecht.</i>	Subjekt Prädikat Artergänzung (S – P – Em)

8.a) Notwendig artbestimmte Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die notwendig einem Etwas zugewandt sind: <i>Ich bin diesem Manne fremd.</i> <i>Deine Liebe tut ihm wohl.</i>	Subjekt Prädikat Artergänzung Dativobjekt (S – P – Em \ Od)
8.b) Notwendig artbestimmte Zustände oder Vorgänge, an denen ein Etwas teilhat: <i>Er ist des Diebstahls schuldig.</i>	Subjekt Prädikat Artergänzung Genitivobjekt (S – P – Em \ Og)
8.c) Notwendig artbestimmte Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten, die lage- oder richtungsbestimmt auf ein Etwas bezogen sind: <i>Ich bin auf deinen Bericht gespannt.</i>	Subjekt Prädikat Artergänzung Präpositionalobjekt (S – P – Em \ Op)
8.ca) Notwendig artbestimmte Zustände und Vorgänge, die auf ein lage- oder richtungsbestimmtes Etwas bezogen und einem Etwas notwendig zugewandt sind: <i>Er ist mir an Fleiß überlegen.</i>	Subjekt Prädikat Artergänzung Präpositionalobjekt Dativobjekt (S – P – Em / \ Od Op)
8.d) Notwendig artbestimmte Zustände und Vorgänge, die raumgebunden sind: <i>Er ist in München ansässig.</i>	Subjekt Prädikat Artergänzung Raumergänzung (S – P – Em \ El)
9. Vorgänge oder Tätigkeiten, die notwendig kausalbestimmt sind: <i>Das Verbrechen geschah aus Eifersucht.</i>	Subjekt Prädikat Begründungsergänzung (S – P – Ek)

II. Handlungssätze

	notwendige Satzglieder
1. In sich geschlossene Handlungen: <i>Der Gärtner bindet die Blumen.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt (S – P – Oa)
2. Handlungen, bei denen ein Etwas einem Etwas gleichgesetzt wird: <i>Er nennt mich einen Lügner.</i>	Subjekt Prädikat

	Akkusativobjekt Gleichsetzungs- akkusativ (S – P – Oa – Ea)
3. Handlungen, die notwendig einem Etwas zugewandt sind: <i>Karl schenkt seinem Freunde ein Buch.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Dativobjekt (S – P – Oa – Od)
4. Handlungen, an denen ein Etwas teilhat: <i>Der Richter beschuldigte den Angeklagten des Diebstahls.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Genitivobjekt (S – P – Oa – Og)
5. Handlungen, die auf ein Etwas gerichtet oder mit einem Etwas lage- bestimmt verbunden sind: <i>Er verriet ihn an seine Feinde.</i> <i>Ich bewahre ihn vor seinen Feinden.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Präpositionalobjekt (S – P – Oa – Op)
6. Handlungen, die raumbunden sind: <i>Ich hänge das Bild an die Wand.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Raumergänzung (S – P – Oa – El)
6.a) Raumbundene Handlungen, die notwendig einem Etwas zuge- wandt sind: <i>Er legte seinem Freund die Hand auf die Schulter.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Raumergänzung Dativobjekt (S – P – Oa – El [= Pertinenzdativ, possessiver Dativ] \ D)
7. Handlungen, die zeitgebunden sind: <i>Er zog das Gespräch in die Länge.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Zeitergänzung (S – P – Oa – Et)
8. Handlungen, die artbestimmend sind: <i>Die Mutter macht die Suppe warm.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Artergänzung [= Objektprädikativ] (S – P – Oa – Em)
8.a) Artbestimmende Handlungen, die notwendig einem Etwas zugewandt sind: <i>Ich mache ihm die Beine lang.</i>	Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Artergänzung Dativobjekt (S – P – Oa – Em [= Pertinenzdativ, possessiver Dativ] \ D)

<p>8.b) Handlungen, bei denen ein Etwas an dem durch die Handlung hervorgerufenen Zustand des im Akkusativobjekt genannten Etwas teilhat: <i>Der Richter sprach diesen Mann des Diebstahls schuldig.</i></p>	<p>Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Artergänzung Genitivobjekt (S – P – Oa – Em \ Og)</p>
<p>8.c) Handlungen, bei denen der durch die Handlung hervorgerufene oder angenommene Zustand des im Akkusativobjekt genannten Etwas lage- oder richtungsbestimmt auf ein Etwas bezogen ist: <i>Mein Freund machte mich auf dieses Mädchen aufmerksam.</i></p>	<p>Subjekt Prädikat Akkusativobjekt Artergänzung Präpositionalobjekt (S – P – Oa – Em \ Op)</p>

Sonderformen:

a) Doppelter Akkusativ:

Herr Meier lehrte uns die französische Sprache.

b) Akkusativ + Infinitiv:

Karl hört seine Schwester singen.

[Duden-Grammatik, 2. Aufl., 1966, S. 504-507: Zusammenstellung der Grundformen deutscher Sätze.]

Anmerkung:

Auch die dritte Auflage der Duden-Grammatik (1973) präsentiert eine leicht modifizierte Liste dieser Satzmodelle. Sie werden nicht mehr als „Grundformen deutscher Sätze“ bezeichnet, sondern es wird der Terminus „Satzbaupläne“ verwendet, der sich in der Fachliteratur immer mehr durchzusetzen beginnt. Außerdem wird zwischen Hauptplänen und Nebenplänen differenziert. Der Unterschied besteht darin, dass die Hauptpläne auf der verbalen Valenz beruhen, die Nebenpläne dagegen durch Adjektiv- oder Adverbvalenz bedingt sind und daher nur als Varianten der Hauptpläne auftreten. Ein Teil der Nebenpläne beruht auf der Kombination mit dem Pertinenzdativ.

[Zu Satzbauplänen vgl. auch Duden-Grammatik, 7. Aufl. 2005, S. 932-962.]

Will man die Geschichte der syntaktischen Forschung im deutschen Sprachraum weiter verfolgen, so muss an dieser Stelle über zwei ausländische bzw. internationale Strömungen gesprochen werden, die auf diese Disziplin sehr nachhaltig eingewirkt haben:

Die generative Transformationsgrammatik – ihr Begründer ist der Amerikaner polnischer Abstammung **Noam Avram Chomsky**.

Die Dependenzgrammatik (= Abhängigkeitsgrammatik) – ihr renommierter Schöpfer ist der Franzose **Lucien Tesnière**.

Im Weiteren besprechen wir die theoretischen Grundlagen und die einzelnen Stadien der Entwicklung der generativen Transformationsgrammatik. [Die Dependenzgrammatik wird in einer anderen Vorlesung behandelt.]

Chomskys erstes Buch „Syntaktische Strukturen“ erschien im Jahre 1957. [Syntactic Structures“, 's Gravenhage 1957; The Hague 1963]

Es ist bemerkenswert, dass sich Chomsky auf gewisse Richtungen der traditionellen Sprachwissenschaft beruft: auf die Forschungen zu den Universal Sprachen, die für das 17. Jh. charakteristisch waren, auf die Schule von Port-Royal (Universalgrammatik: Grammaire générale et raisonnée, Paris 1660) und auf Wilhelm von Humboldt. In der Entwicklung von

Chomskys Theorie unterscheidet man mehrere Phasen. Sie sind in erster Linie durch einzelne Werke repräsentiert. Unter Grammatik versteht Chomsky ein System von Regeln, die die unendliche Gesamtheit der Sätze einer Sprache spezifizieren, indem sie jedem eine strukturelle Beschreibung zuweisen (oder mehr als eine, wenn der Satz mehrdeutig ist). In den „Syntaktischen Strukturen“ hat die Grammatik einen dreifachen Aufbau: Sie enthält Phrasenstrukturen, Transformationsregeln und morphophonematische Regeln. Mit Hilfe der Transformationsebene wird die Grammatik wesentlich vereinfacht, weil die Phrasenstrukturen dann nur noch von Kernsätzen entwickelt werden müssen. [Kernsätze = Grundbestand an Sätzen einer Sprache, die unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalität nicht weiter reduzierbar sind. Über Transformationsregeln lassen sich aus ihnen alle weiteren Sätze der Sprache erzeugen. (Vgl. Zellig S. Harris)] Die übrigen Sätze werden von diesen Kernsätzen durch Transformationen abgeleitet. Um die Anzahl der Kernsätze zu beschränken, verwendet Chomsky eine Reihe von Transformationen. Dabei unterscheidet er zwischen fakultativen und obligatorischen Transformationen. Die obligatorischen müssen jedoch auch auf Kernsätze angewendet werden. Zu diesen gehören z.B. die Numerus- und die Auxiliartransformation. Fakultative Transformationen sind z.B. die Passiv- und die Negationstransformation. Überhaupt ist die Einführung der Transformationsebene das wesentlichste Ergebnis von „Syntactic Structures“, weil auf dieser Ebene manche Probleme lösbar sind, die auf der Phrasenstrukturebene nicht gelöst werden können.

Die zweite Version der generativen Transformationsgrammatik wird von Chomsky in den „Aspekten der Syntaxtheorie“ vorgelegt. [Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge (Massachusetts) 1965; deutsch: Aspekte der Syntaxtheorie. Frankfurt am Main 1969; Berlin Ost 1970] Sie unterscheidet sich von der ersteren vor allem durch die Einführung der Begriffe „Tiefenstruktur“ und „Oberflächenstruktur“, durch eine Abwendung von der konsequent asemantischen Auffassung der Syntax sowie durch eine noch deutlichere Zuwendung zur traditionellen Linguistik. Gleichzeitig tritt der Gegensatz zum deskriptiven Strukturalismus stärker hervor. Die Grammatik enthält eine syntaktische, eine semantische und eine phonologische Komponente. Die syntaktische Komponente besteht aus einem Basis-Teil (Ersetzungsregeln + Lexikon), der die Tiefenstruktur generiert, und einem Transformationsteil, der die betreffende Tiefenstruktur in die Oberflächenstruktur verwandelt. Die Tiefenstruktur ist eine theoretische Konstruktion zur Erklärung von sprachlichen Zusammenhängen, die in der Oberflächenstruktur nicht fassbar sind (z.B. konstruktionselle Homonymien).

Im Anschluss an F. de Saussures Unterscheidung von „langue“ und „parole“ hat Chomsky in seiner neueren Version der Sprachtheorie auch die beiden Begriffe „Kompetenz“ (competence) und „Performanz“ (performance) etabliert. Die Kompetenz ist das zugrunde liegende System von Regeln, das der Sprecher / Hörer beherrscht, sein implizites Wissen von seiner Sprache; die Performanz dagegen bedeutet den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in konkreten Situationen, d.h. die Anwendung der Kompetenz. Dem Linguisten – ähnlich wie dem seine Muttersprache lernenden Kind – sind primär nur die einzelnen Anwendungen gegeben. Daraus muss das zugrunde liegende System von Regeln, nämlich die Kompetenz des Sprechers – sein Vermögen, unendlich viele Sätze zu bilden – hergeleitet werden. Dem Unterschied zwischen Kompetenz und Performanz entspricht die begriffliche Unterscheidung zwischen Grammatikalität und Akzeptabilität. Chomsky sagt dazu (Aspekte, Berlin 1970. S. 20): „Der Begriff ‚akzeptabel‘ ist nicht zu verwechseln mit ‚grammatisch‘. Akzeptabilität ist eine Größe, die in den Untersuchungsbereich der Sprachverwendung gehört, Grammatikalität hingegen gehört ins Gebiet der Erforschung der Sprachkompetenz. ... Zweifellos ist Grammatikalität, ebenso wie Akzeptabilität, eine Sache des Grades, jedoch die Skalen von Grammatikalität und Akzeptabilität fallen keineswegs zusammen. Grammatikalität ist nur einer von vielen Faktoren, deren Zusammenwirken die Akzeptabilität bestimmt.“

Dementsprechend gilt auch: Obwohl man für die Akzeptabilität mehrere Testverfahren vorschlagen könnte, ist es unwahrscheinlich, dass für den weitaus abstrakteren und wichtigeren Begriff der Grammatikalität ein notwendiges und hinreichendes operationales Kriterium erfunden werden könnte. Die nicht-akzeptablen grammatischen Sätze können oft nicht benutzt werden – aus Gründen, die weniger mit Grammatik zu tun haben, sondern mehr mit Gedächtnisbegrenztheit, intonatorischen und stilistischen Faktoren, mit ‚ikonischen‘ Elementen von Texten (so etwa mit der Tendenz, logisches Subjekt und Objekt möglichst weit vorn zu placieren; ...).“

Zusammenfassend: Ein Satz ist akzeptabel, wenn er leicht verständlich und natürlich ist. Grammatisch dagegen ist ein Satz, wenn er dem Regelsystem der Grammatik genügt.

[Als ein deutsches Beispiel sei hier ein regelrechter und sinnvoller Satz angeführt, der jedoch unakzeptabel ist, weil der Hörer / Leser Mühe hat zu verstehen, was gemeint ist:

Er hat nicht müssen haben angenommen worden sein können. – deshalb wird dieses Gemeinte auch gewöhnlich auf andere Weise ausgedrückt. U. Engel: Regeln zur Wortstellung, IDS 1970, S. 38.]

Chomsky hat neben seiner Sprachtheorie auch einige Gedanken zu einer neuen Lerntheorie formuliert. Nach seiner Meinung basiert die Sprachaneignung beim Kind darauf, dass das Kind unbewusst aus den sprachlichen Daten eine Art generative Grammatik seiner Sprache konstruiert. (Vgl. Aspekte, S. 63) Dabei misst Chomsky den angeborenen Fähigkeiten des Kindes eine Bedeutung bei, die sich durch die bis jetzt wissenschaftlich festgestellten Tatsachen kaum rechtfertigen lässt.

Anmerkung:

Diese Problematik gehört in den Bereich der Psycholinguistik. Kritisch und kompetent äußern sich zu solchen Fragen:

Gabriel Drachmann: *Psycholinguistik. Ein Überblick. (Die psychologische Realität linguistischer Strukturen.)* In: Bericht über den 29. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

Wolfgang Motsch: *Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus.* Sprache und Gesellschaft, Bd. 3, Akademie-Verlag Berlin 1974.

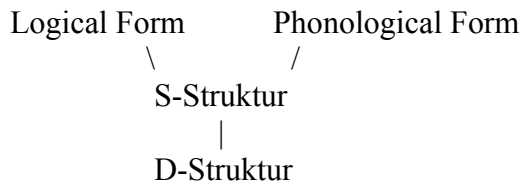
Chomskys Gleichsetzung seiner Erzeugungsregeln (generative rules) mit dem bekannten Begriff der „inneren Sprachform“ bei Wilhelm von Humboldt kritisiert Eugenio Coseriu in dem Artikel „*Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur*“, in: *Folia Linguistica* 4, 1970, Bd. 1-2, S. 53-63. [In tschechischer Übersetzung im Skriptum: *Principy strukturální syntaxe I, fakulta matematicko-fyzikální, překlad kolektivu Svatavy Machové, Praha 1974.*]

In der ersten Hälfte der 70er Jahre verlor die bis dahin in der Linguistik dominierende Transformationsgrammatik deutlich an Einfluss. Sie wurde von linguistischen Richtungen wie Sprechakttheorie, Soziolinguistik und Konversationsanalyse abgelöst. Diese Richtungen waren nicht mehr primär an Grammatik und an Satzstrukturen interessiert. Auch in der Grammatikforschung wurden andere Modelle stärker beachtet.

Die bisher dargestellte Theorie wird gewöhnlich als **ST** (Standard Theory) bezeichnet. In der Zwischenzeit wurde sie in wesentlichen Punkten erweitert und revidiert, so dass die „erweiterte Standardtheorie“ (Extended Standard Theory), **EST**, und schließlich die „revidierte Standardtheorie“ (Revised Extended Standard Theory), **REST**, entstanden. REST unterscheidet sich von der Zwischenphase EST im Wesentlichen durch die Einführung der sog. Spuren. (traces) Das in dieser Weise weiterentwickelte Grammatikmodell wird inzwischen auch meist nicht mehr als „TG“, sondern als „GB“ (= government and binding) bezeichnet. (Noam A. Chomsky: *Lectures on Government and Binding.* Dordrecht 1981) Die alten Ebenen der Tiefenstruktur und der Oberflächenstruktur sind zwar im neuen Modell nach wie vor enthalten; sie unterscheiden sich jedoch wesentlich von den TG-Konzeptionen und werden daher gewöhnlich auch nicht mehr als „deep“ bzw. „surface-structure“

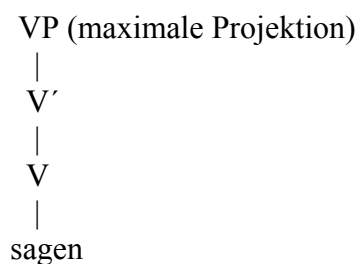
bezeichnet, sondern – um Verwechslungen zu vermeiden – nur noch d-structure bzw. s-structure genannt. Die S-Struktur unterscheidet sich insofern von der alten Oberflächenstruktur, als es sich bei ihr nur noch um eine abstrakte Repräsentation handelt (z.B. sind darin leere Elemente enthalten, die in der phonetischen Realisation nicht erscheinen).

Oberhalb der S-Struktur werden die Ebenen der LF (logical form) und der PF (phonetic form) angesetzt; während die PF die lautliche Realisierung betrifft, werden auf der Ebene der LF logische Beziehungen hergestellt (wie sie etwa für das richtige Verständnis von Quantoren nötig sind).



Auf der tiefsten Ebene, der D-Struktur, werden zwei Prinzipien wirksam: die sog. X'-Theorie und die θ -Theorie. Konkret bedeutet dies, dass auf der D-Ebene einerseits syntaktische Kategorien und andererseits semantische Rollen zugewiesen werden.

Die X'-Theorie (X-bar-Theorie) wurde in den 70er Jahren entwickelt. Mit dem Querstrich (bzw. dem Apostroph, dem die Theorie ihren Namen verdankt) ist die jeweilige Projektionsebene eines Elementes X gemeint (d.h., die jeweilige Repräsentationsebene in der syntaktischen Struktur; daher kann z.B. auch X-doppelt-bar auftreten).[Um Verwechslungen mit dem Negationszeichen zu vermeiden, das innerhalb der GB ebenfalls benötigt wird, wird in vielen Texten statt des Querstrichs der Apostroph verwendet: X'.] X ist dabei eine grammatische Kategorie, ein sog. „Kopf“ (head). Ein Kopf ist derjenige Teil einer syntaktischen Einheit, durch den sie in ihrer Kategorie bestimmt wird: Ein Verb (V) ist der Kopf einer Verbalphrase (VP), ein Nomen (N) der Kopf einer Nominalphrase (NP), eine Präposition (P) der Kopf einer Präpositionalphrase (PP), und ein Adjektiv (A) der Kopf einer Adjektivphrase (AP). Die Phrase selbst, also beispielsweise NP, wird als „maximale Projektion“ des Kopfes bezeichnet. X⁰ ist die Projektionsebene, die direkt über dem Lexem steht, also z.B.:



[Anmerkung:

Im X-bar-Schema der GB gilt, dass phrasale Kategorien stets einen lexikalischen Kopf enthalten müssen, vielfach als X⁰ bezeichnet. Dieser Kopf bildet zusammen mit dem Komplement die nächst höhere Kategorie, also X'. Die Kategorie X' verbindet sich wiederum mit Adjunkten bzw. mit dem Determinator (Det) in der NP zu X'' usw. bis hinauf zur maximalen (obersten) Ebene. Die einzelnen kategorialen Ebenen bezeichnet man als Projektionen des Kopfes der Konstruktion.

Komplement = in der GB notwendige Ergänzung zum Kopf der Phrasenstruktur (Ähnlichkeit mit der Valenzgrammatik).

Adjunkt = attributiv gebrauchter Ausdruck, der einen anderen spezifiziert; in der TG fakultative syntaktische Einfügung.]

Jede maximale Projektion kann im Prinzip zum Argument eines Kopfes werden; verschiedene Arten von Köpfen lassen unterschiedliche Argumentstrukturen zu. [Argumente sind diejenigen Elemente, die von einem Kopf subkategorisiert werden.] Auch jedes Verb c-selektiert [c für category; Chomsky 1986] eine bestimmte Untermenge von maximalen Projektionen; so wählt das Verb *sagen* die Kategorie S (vgl. *Sie sagte, dass sie etwas später kommt.*), während diese Kategorie bei *reden* nicht zugelassen ist. (vgl. **Er redete, dass er etwas später kommt.*)

Die θ -Theorie [= Theta-Theorie] betrifft die Zuweisung der semantischen Rollen, der sog. thematischen oder θ -Rollen. θ -Rollen sind semantische Funktionen wie Agens, Patiens (bei Chomsky: theme) oder Ziel (goal). Die Agens-Rolle des Subjekts bildet dabei das externe Argument des Verbs, während die übrigen interne Argumente sind. Dieser Unterschied hängt damit zusammen, dass Verben ihre internen Argumente subkategorisieren, nicht aber ihre Subjekte. Letzteren können sie höchstens θ -Rollen zuweisen (müssen aber nicht).

Auf der D-Struktur werden also Argumentstrukturen und thematische Rollen festgelegt. Die Art der Regeln, mittels derer die D-Struktur in die S-Struktur überführt wird, unterscheidet sich grundlegend von den Transformationsregeln der TG. Anstelle eines komplexen Apparates spezifischer, in ihren Anwendungsbedingungen und Leistungen genau festgelegter Transformationsregeln kennt die GB im Prinzip nur noch eine einzige Bewegungsregel: *move α* (bewege α). Diese Regel, die zunächst nur die Möglichkeit ausdrückt, ein beliebiges Element an einen beliebigen anderen Platz zu bewegen, muss nun allerdings durch eine Reihe von abstrakten, universellen Regeln eingeschränkt werden, um ungrammatische Konstruktionen auszuschließen. Solche Regeln sind das θ -Kriterium, das Projektionsprinzip und der Kasusfilter.

Das θ -Kriterium besagt, dass jedes Argument genau eine θ -Rolle trägt und dass jede θ -Rolle nur genau einem Argument zugewiesen werden kann. Die Zuweisung von θ -Rollen geht dabei – mit Ausnahme des Subjekts – mit Subkategorisierung einher. Wenn ein Element α eine Position subkategorisiert, die von β eingenommen wird, dann wird β von α auch eine θ -Rolle zugewiesen: α θ -markiert β . Die Bewegung eines Elements aus einer Stelle, die θ -markiert ist, an eine andere, die ebenfalls eine θ -Rolle trägt, ist damit ausgeschlossen.

Das Projektionsprinzip lautet: „Repräsentationen auf jeder syntaktischen Ebene (d.h. LF, D- und S-Struktur) werden vom Lexikon projiziert und folgen den Subkategorisierungseigenschaften der lexikalischen Einheiten.“ (Chomsky 1981: 29) Dies bedeutet nichts anderes, als dass notwendige syntaktische Ergänzungen auf jeder Ebene erscheinen müssen, gegebenenfalls in Form einer Leerstelle (empty category). [An dieser Stelle sei nochmals darauf hingewiesen, dass Subjekte nicht subkategorisiert sind.]

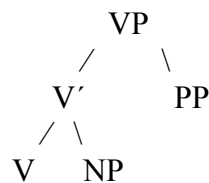
Der Kasusfilter verhindert, dass eine NP phonetisch an einer Stelle realisiert wird, der kein Kasus zugewiesen ist. Der Kasus wird einer NP normalerweise auf der S-Struktur-Ebene durch diejenige Kategorie zugewiesen, die diese NP regiert. Als kasuszuweisende Kategorien kommen im Prinzip V, N, A, P und INFL in Frage. (INFL = inflection; neuerdings nur I genannt, ersetzt die frühere Kategorie AUX und enthält als obligatorischer Bestandteil jedes Satzes Merkmale für Tempus, Modus und Genus verbi) So weist etwa ein Verb den von ihm subkategorisierten NP (also seinen Objekten) Kasus zu, und INFL weist, falls Personalendungen vorliegen (sog. AGR für agreement), der von ihm regierten NP (= Subjekt) Nominativ zu. [Wenn eine NP auf der Ebene der D-Struktur in einer Position steht, der auf der S-Struktur kein Kasus zugewiesen wird, so muss sie auf eine Position bewegt werden, die einen Kasus zulässt.] Auf der Ebene der S-Struktur hinterlässt jede Bewegung eines Elements an der Stelle, aus der es hinausbewegt worden ist, eine sog. Spur (trace). Spuren gehören zur Klasse der Leerkategorien (empty categories). Dieser Vorgang kann anhand des Passivs erläutert werden. Ein Passivsatz wie:

Das Sparschwein wird geplündert.

hat die D-Struktur [NP] INFL *plünder* -en *Sparschwein*. (Das –en steht für die Passivmorphologie.) Durch Anwendung der Regel *move α* wird das Objekt *Sparschwein* in die – thematisch leere – Subjektposition bewegt; dabei hinterlässt es an seiner ursprünglichen Position eine Spur. Die S-Struktur des Satzes lautet somit: *Sparschwein_i* INFL *plünder*-en *e_i*. *e* steht für „empty category“; gelegentlich findet sich auch die Notation *t* (für „trace“). Das tief gestellte *i* (für Index) verweist auf die Referenzidentität von Spur und bewegtem Element. Die Annahme dieser Spuren ermöglicht es, bestimmte Phänomene wie etwa den Bezug des Interrogativums in *Wer glaubst du, dass gekommen ist?* zu erklären. In diesem Satz bezieht sich *wer* offensichtlich auf das Verb *kommen* (nicht etwa auf *glauben*), obwohl es nicht im selben Satz steht. Wenn man annimmt, dass es aus einer Position beim Verb *kommen* herausbewegt worden ist und dort eine Spur hinterlassen hat, kann man *wer* als Antezedens zu dieser Spur interpretieren; mit anderen Worten, der Bezug von *wer* wird durch die Spur hergestellt. [Die gleiche Konstruktion ist beispielsweise im Englischen ausgeschlossen (vgl. **Who do you think that has come?*); dies führt dazu, dass für das Deutsche und das Englische unterschiedliche D-Strukturen angenommen werden.]

Um die Eigenschaften und Bedingungen für Spuren näher beschreiben zu können, werden zwei Begriffe benutzt, die der Theorie auch ihren Namen gegeben haben: *government* (Rektion) und *binding* (Bindung).

Das Konzept der Rektion beruht im Prinzip zunächst auf der durchaus traditionellen Vorstellung, dass bestimmte Elemente – typischerweise etwa lexikalische Einheiten in Kopf-Position – andere unter ihren Einfluss bringen: die interne θ -Markierung und die Subkategorisierung erfolgen unter Rektion. Rektion ist lokal begrenzt, was z.B. bedeutet, dass ein Verb nicht ein Objekt in einem anderen Satz regieren kann. In einer Struktur wie:



regiert beispielsweise V NP, aber nicht PP. [Chomsky, N. (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht, S. 163; Chomsky, N. (1986): *Barriers*. Cambridge, S. 8]

Anmerkung:

Mit der Rektion (*government*) ist aber nicht nur die Kasuszuweisung durch ein Wort (beispielsweise durch ein Verb) gemeint, die auch als „Kasus-Rektion“ bezeichnet wird, sondern ganz allgemein die Erscheinung, dass ein Element ein anderes im selben Satz dominiert; die Zuweisung des Kasus ist nur ein Teil dieser Rektion. Der Rektionsbegriff der GB schließt die Zuteilung von thematischen Rollen dann ebenso ein wie die Subkategorisierung. Dies bedeutet konkret, dass das regierende Element dem regierten eine bestimmte inhaltliche Funktion zuschreibt (beispielsweise die des direkten Objekts als Ziel der Handlung) und dass es ferner festlegt, welche Elemente als von ihm regierte auftreten können. Als regierende Elemente kommen folgende Kategorien in Frage: N (Nomina), V (Verben), A (Adjektive), P (Präpositionen) und INFL (oder I); INFL, das als obligatorischer Bestandteil jedes Satzes die Merkmale für Tempus, Genus und Modus enthält (letztere beiden werden auch als AGR gesondert behandelt), regiert das Subjekt des Satzes, dem es also den Nominativ zuweist. Derjenige Teil der Rektion, der die Kasusregeln betrifft, wird auf der Ebene der S-Struktur angewandt; die Information darüber, welcher konkrete (morphologische) Kasus in einer bestimmten Sprache von einem Wort zugeteilt wird (also z.B. die Information, dass *zuhören* den Dativ verlangt), gehört in der GB ins Lexikon.

Die Bindung (binding) betrifft den Bezug von Reflexiv- und Reziprok-Pronomina sowie von Spuren (alle zusammen werden von GB auch als Anaphern bezeichnet) auf ihr Antezedens, [das Antezedens, - , Antezedentien = das Vorausgegangene] mit dem sie referenzidentisch (im weitesten Sinne) sind. Die Definition lautet:

α bindet β genau dann, wenn gilt:

(1) α k-kommandiert β

(2) α und β sind koindiziert. [Chomsky (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht, S. 220]

Dabei bedeutet „ α k-kommandiert β “, dass es sich bei α um einen Kopf (also z.B. V in der oben dargestellten Struktur) handelt, der zusammen mit einem Element β (also z.B. eine NP) vom selben übergeordneten Knotenpunkt (also z.B. V') dominiert wird. [zur formalen Beschreibung vgl. Chomsky (1986): *Barriers*. Cambridge, S. 8]

Anaphern werden von den sie regierenden Kategorien gebunden, während Pronomina und andere NP in dieser Hinsicht frei sind. In dem Satz *Peter_i gefällt sich_i*. liegt eine Bindung zwischen *Peter* und *sich* vor, wie sie durch die Indizes angegeben wird. In *Peter_i gefällt ihm_j* hingegen ist eine solche Bindung ausgeschlossen; wenn man annehmen will, dass mit *ihm* *Peter* gemeint ist, wäre dieser Satz ungrammatisch.

Im Hinblick auf ihr Bindungsverhalten können verschiedene Typen von NP unterschieden werden; dabei werden die Eigenschaftszuschreibungen $\pm a$ (für anaphorisch) und $\pm p$ (für pronominal) verwendet.

Es gibt drei Prinzipien der Bindungstheorie:

(A) Eine Anapher ([+ a]) wird in ihrer minimalen Rektionskategorie gebunden.

(B) Ein Pronomen ([+ p]) ist in seiner minimalen Rektionskategorie frei.

(C) Ein R-Ausdruck ([− a, − p]) ist frei.

Die „minimale Rektionskategorie“ (minimal governing category), also die bindende Kategorie, ist dabei – sehr vereinfacht dargestellt – das nächstgelegene Subjekt (bei Infinitiven und NP) bzw. bei finiten Sätzen, INFL. Mit „R-Ausdrücken“ sind offene, d.h. realisierte NP gemeint. („R“ steht für „referentiell“)

Mit der Kombination [− a, + p] wird **pro** (kleines pro) bezeichnet; es handelt sich dabei um ein sozusagen „ausgefallenes“ Personalpronomen. Pro tritt in Sprachen auf, die typischerweise kein Personalpronomen benutzen (sog. pro-drop-Sprachen); dies ist beispielsweise regelmäßig im Tschechischen der Fall, aber auch im Lateinischen, Italienischen, Spanischen und vielen anderen Sprachen. Im Deutschen kommt das Phänomen nur in bestimmten Wendungen vor, wie beispielsweise *Bin schon unterwegs!* oder *Ist ja gut* sowie bei Imperativen (*Guck mal!*) In diesen Sätzen wird eine leere Kategorie pro auf der S-Struktur angenommen.

PRO (großes PRO [+ a, + p]) bezeichnet eine pronominale Anapher, die nicht phonetisch realisiert wird; Es handelt sich dabei um das Subjekt eines Infinitivsatzes wie in *Ich beabsichtige, ins Kino zu gehen*. (Also: *ich_i beabsichtige PRO_i ins Kino zu gehen*) PRO verhält sich in Bezug auf das θ -Kriterium wie eine lexikalische NP. Im Gegensatz zu Spuren, die als Resultat von Bewegungen entstehen, wird PRO bereits auf der Ebene der D-Struktur generiert; im Gegensatz zu lexikalischen NPs kann es ein Antezedens haben (in unserem Beispielsatz: *ich*). Kein Antezedens hat PRO hingegen in: *PRO Ins Kino zu gehen wäre nicht schlecht*. Somit verhält sich PRO manchmal wie eine(gebundene) Anapher, manchmal wie eine (ungebundene) NP und nimmt insofern eine Sonderstellung innerhalb der leeren Kategorien ein. Sein Bezug wird durch „Kontrolle“ (control) geregelt; bei Bezug auf das übergeordnete Subjekt (wie in *Ich beabsichtige, ins Kino zu gehen*.) spricht man von obligatorischer Kontrolle (obligatory control). Nichtobligatorische Kontrolle (non-obligatory control) liegt dann vor, wenn sich PRO auf das Subjekt beziehen kann, aber nicht muss, wie dies etwa in *ich_i halte es für schädlich, PRO_(i) fernzusehen* der Fall ist, wo sich PRO

entweder auf das Subjekt *ich* oder auch ganz allgemein auf jedermann beziehen kann. Bei allgemeinem Bezug auf jedermann spricht man auch von „arbiträrer Kontrolle“ (arbitrary control).

Auf die Eigenschaften von Spuren bezieht sich das **Empty Category Principle** (ECP), das besagt, dass eine Spur „properly governed“ – „strikt regiert“ oder „echt regiert“ – sein muss. [Stechow, A. v./ Sternefeld, W.(1988): *Bausteine syntaktischen Wissens. Ein Lehrbuch der generativen Grammatik*. Opladen. S. 506; Bennis, A./Groos, A. (1982): „Die Rektions-Bindungs-Theorie: Neue Aspekte seit den ‚Aspekten‘“. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 1: 251-288, S. 279]

Strikte Rektion (Proper government) liegt genau dann vor, wenn gilt:
 α θ -regiert, Kasus-markiert oder Antezedens-regiert β .

[Chomsky, N. (1986): *Barriers*. Cambridge, S. 22]

Das bedeutet, dass α entweder β direkt eine θ -Rolle zuweist (in diesem Falle handelt es sich bei α um einen Kopf), seinen Kasus bestimmt oder aber β als Antezedens regiert.

Erwähnt werden muss schließlich noch die Kategorie **COMP**, neuerdings auch einfach C, für *complementizer*. Bei COMP handelt es sich um eine satzeinleitende Position, die lexikalisiert (z.B. durch *dass*) oder leer auftreten kann. COMP ist zugleich der ideale „Landeplatz“ für bewegte „wh“-Wörter (d.h. Interrogativa), also z.B. *Du hast wen gesehen* → *Wen hast du gesehen*.

Auf der Ebene der **LF** (Ebene der *logical form*) werden weitere Regeln angewandt. Es werden hier u. a. logische Beziehungen hergestellt, die etwa den Geltungsbereich von Quantoren betreffen. Quantifizierte NPs haben semantisch die Eigenschaften von Prädikaten (im logischen Sinne), während sie syntaktisch Argumente sind; diese logisch-semantischen Eigenschaften betreffen die Regeln der LF-Struktur. Neben den Operatoren sind auch Fokussierungen relevant, die durch Intonation erfolgen.

Bei der **PF** (phonetic form) handelt es sich schließlich um eine „Oberflächenstruktur in einem Standardsystem phonetischer Repräsentation“, also um die lautliche Realisierung des Satzes. [Chomsky, N. (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht. S. 34]

[Literatur: Günther Grewendorf, Fritz Hamm, Wolfgang Sternefeld: *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung*. 4. Aufl., Frankfurt am Main 1990 (Suhrkamp)]

Die letzte Version der Theorie Chomskys ist das **Minimalistische Programm** (MP), das auf seinen Überlegungen basiert, die er unter dem Titel *A Minimalist Program for Linguistic Theory* zunächst 1993 publizierte und in weiteren Arbeiten ausgebaut und modifiziert hat. Die Syntax wird als minimalistisch bezeichnet, weil sie sich nur noch auf wenige, minimal notwendige Annahmen beschränkt. Minimal notwendig sind: Ein Lexikon, das das lexikalische Inventar enthält sowie ein Verarbeitungssystem (computational system), das die Lexikoneinheiten zu komplexen Ausdrücken zusammensetzt und sie auf der phonetischen und auf der logisch-semantischen Ebene interpretiert. Sowohl der Aufbausyntaktischer Strukturen als auch die Strukturveränderungen werden im MP als das Resultat einer einzigen Derivation, einer „generellen Transformation“ (generalized transformation) beschrieben. Diese nimmt Elemente aus dem Lexikon (select) und baut damit eine Phrasenstruktur auf (merge). In einem weiteren Schritt werden Umstellungen vorgenommen (move). Danach muss überprüft werden, ob die abstrakten Flexionsmerkmale der gewählten Lexikonelemente in der gegebenen Struktur korrekt sind. Diese Merkmalüberprüfung wird als Feature-Checking bezeichnet. Wenn die grammatischen Merkmale miteinander korrespondieren, wenn also eine Merkmalübereinstimmung (feature-matching) vorliegt, ist die Konstruktion grammatisch. Danach werden die abstrakten Flexionsmerkmale aus der Struktur eliminiert. Der gesamte komplexe Ausdruck enthält nur noch phonetische und lexikalische Informationen. Ihre Interpretation erfolgt auf der Ebene der Phonetischen und auf der Ebene der Logischen Form.

Sie müssen damit dem Prinzip der vollen Interpretierbarkeit, dem einzigen Wohlgeformtheitsprinzip im MP genügen. Voll interpretierbar ist eine syntaktische Struktur erst dann, wenn alle grammatischen Merkmale überprüft und anschließend eliminiert werden. Das minimalistische Modell besteht also nur noch aus zwei Repräsentationsebenen – der Logischen Form und der Phonetischen Form. Eine weitere syntaktische Ebene (etwa die D-Struktur und die S-Struktur, das Theta-Kriterium) gibt es in diesem Modell nicht. Die Ebene, auf der sich die Phonetische Form und die Logische Form trennen, bezeichnet Chomsky als Spell-Out. Alle syntaktischen Operationen, die danach erfolgen, sind Teil der Logischen Form und damit in der von der Phonetischen Form bereits interpretierten Oberflächensyntax nicht mehr sichtbar. Ob eine Bewegung offen (overt) oder verdeckt (covert) ist, ob sie also vor oder nach dem Spell-Out erfolgt, hängt von der Art der funktionalen Merkmale ab, die die Bewegung motivieren: Sind sie schwach, ist die Bewegung verdeckt (covert – nach Spell-Out), sind sie stark, ist die Bewegung offen (overt – vor Spell-Out). Ausgelöst werden Bewegungen allein durch die Notwendigkeit, abstrakte funktionale Merkmale zu überprüfen und anschließend zu eliminieren. Nur wenn dies geschehen ist, ist die Struktur voll interpretierbar.

Beim derzeitigen Stand der Forschungsdiskussion bleibt offen, ob dieses Modell seinem Anspruch genügen kann, ohne Rückgriff auf die in der GB erarbeiteten Teiltheorien die sprachlichen Daten angemessen zu erfassen. [Vgl. Ch. Dürscheid: Syntax. Grundlagen und Theorien. 3., unveränderte Auflage, Wiesbaden 2005, S. 148 – 157]